



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Literatur.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Aber Mathilde beharrte auf ihrem Entschlusse, sodaß die Tante über diesem ungewohnten Starrsinn aus dem Zorn in Jammer geriet.

Ach du böses Kind, rief sie kläglich, das ist nur, um unsre ganze Familie bei anständigen Leuten auf ewig in Verruf zu bringen! Was kannst du ihm denn nützen?

Eben gerade in diesem Falle, sagte Mathilde eifrig, wie ich es vielleicht nicht ein zweitesmal kann. Sie sind beide hart und heftig, er und sein Vater — wenn ich nicht bei ihm bin, kommt eine Aussöhnung vielleicht nicht zu stande, und daran bist du dann schuld, Tante!

Ach schuld! Was schuld! Da geh hin, du ungeratenes Mädchen, ich halte dich nicht. Aber daß ich das an dir erleben muß, ist schrecklicher Lohn für meine treue Pflege! Ja, Mathilde, und wenn deine Großmutter nicht eine Theaterprinzessin gewesen wäre, hättest du garnicht die Fähigkeit in dir zu solchem unziemlichen Betragen! Aber ich sagte es ja gleich, als der Bohemund deine Mutter nahm, denn ihr Vater war ein Verschwender, und von dem hat's die Julie.

Dieselbe Julie hatte unterdessen vergeblich gesucht, ihren Onkel allein zu sprechen. Sie beschloß nun, ihm durch einen der Knechte einen Zettel nach der Ottersleber Grenze zu senden, um ihn zu schnellmögster Rückkehr aufzufordern. Noch war aber von dem Wagen nichts zu hören und zu sehen, als Richter Mathilden abholte.

Die Schwestern hatten eilig das Nötigste zusammengepackt, während die Tante sich zürnend in ihrem Zimmer hielt. Sie verweigerte es auch, sich von Mathilden zu verabschieden, und so machte sich das Brautpaar, nur von Juliens Segenswünschen begleitet, auf den Weg. Julie stand noch lange an der Gartenpforte und sah ihnen nach.  
(Schluß folgt.)



## Literatur.

Attarachus und Valeria. Eine lyrische Erzählung von Beatus Rhenanus. Aus der Studienmappe eines Bonner Studenten. Leipzig, Fr. Wihl. Grunow, 1886.

Eine der eigenartigsten Dichtungen, welche die jüngste Zeit hervorgebracht hat. Es ist nicht leicht, dieser „lyrischen Erzählung“ mit wenigen Worten gerecht zu werden. Es ist eine historische Dichtung, aber ein Füllhorn lyrischer Schönheiten ist über sie ausgegossen; es ist eine aus einem historischen Monument herausgesponnene Träumerei, aber jede Seite legt Zeugnis ab von markiger Gestaltungskraft. Folgen wir der Genesis des Werkes, über die uns der Dichter auf das anmutigste belehrt.

In einem rheinischen Museum römischer Alttextümer hat den jungen Forscher ein rätselhafter Denkstein gefesselt. Er sucht den einstigen Trägern der hier eingegrabenen Namen auf die Spur zu kommen, und ihre nationalen und Standes-

unterschiede zwingen ihn zu eigentümlichen Kombinationen. Da schlägt er ermüdet endlich sein Corpus inscriptionum und seine Handbücher der römischen Altertümer zu und eilt ins Freie. Aber die Gedanken verfolgen ihn in die Rhein- und Weinberge. Seine Phantasie, der leicht-wissenschaftlichen Methode entronnen, spinnst sie weiter aus und formt sie nun zu leuchtenden Bildern, und bald steht eine antike Herzensgeschichte, in Rom beginnend, in der römischen Rheinprovinz ihr Ende findend, fertig vor ihm da.

Es mag wohl lange her sein, daß der Verfasser so träumte. Denn daß sich kein Anfänger unter dem Beatus Rhenanus verbirgt, zeigt neben der ausgereiften Form die kühne und ganz ungewöhnliche Sicherheit, mit der uns hier große kulturhistorische Stimmungsbilder mit wenigen plastischen Zügen vorgeführt werden. Nie lehrhaft, immer nur frisch erzählend, führt uns der Verfasser in jene wunderbare Uebergangszeit, in der auf germanischem Boden die klassische Welt neue Reime zu zeitigen begann. Indem er ganz in dem Augenblicksbilde aufzugehen scheint, wird Vergangenheit und Zukunft vor unserm Auge lebendig. Weit entfernt von allem willkürlichen romantischen Spielen mit historischen Kontrasten, wächst diese Dichtung ganz aus dem vollen Behagen an klassischer Formenschönheit, die sich von den fremden Szenerien nur in bedeutenden Linien abzeichnet.

Und diese Freude am Gestalten lebt vor allem auch in der Form der Dichtung. Wer sich nicht ganz dem Zauber einer Sprache verschließt, die mit spielender Leichtigkeit die schwierigen Probleme der Form zu vollkommener Anmut löst, den werden schon die ersten Seiten gefangen nehmen. Diejenigen vor allem, denen das Werk gewidmet ist, die einstigen Studiengenossen des Verfassers, und mit ihnen alle, denen es vergönnt war, die frohen Jahre des Studiums in der sonnigen Schönheit der rheinischen Landschaft zu verleben, mögen sich das schmucke Buch empfohlen sein lassen.

Satiren und Epigramme. Von Paul Schönfeld. Kaiserslautern, August Gottholds Verlagsbuchhandlung, 1886.

Diesem Buche gerecht zu werden, ist eine schwere Sache. Der Verfasser kokettirt mit seiner Parteilosigkeit und Unabhängigkeit; er schimpft auf alle. Ihm sind die Dichter nicht recht, aber auch nicht die Rezensenten; er will nicht getadelt werden, aber auch nicht totgeschwiegen; er macht sich lustig über die Freisinnigen, aber auch über die Konservativen; er mag die Juden nicht, aber auch nicht die Antisemiten. Nur an Selbstbewußtsein mangelt es ihm niemals. Er geberdet sich als ein Nachfolger Juvenals, und wir wüßten trotz unsrer aufmerksamen Lektüre des ziemlich umfanglichen Buches nicht einen neuen Gedanken zu nennen, nicht eine einzige mehr oder weniger boshafte Beobachtung des zeitgenössischen Treibens, die nicht schon von andern Feuilletonisten gemacht worden wäre — der Unterschied ist nur, daß jene nicht anspruchsvoll in den Kothurn traten, und daß sie ihre Hiebe wirkungsvoller verteilten. Oder ist Schönfeld der erste, der sich über die Reklame in der Literatur ärgert? Nein, wohl aber begehrt er die Ungerechtigkeit, einem Dichter wie Martin Greif eins anzuhängen, der das wenigste Talent hat, einer literarischen Clique zu dienen. Oder ist das noch literarische Lebensart, wenn er zu dem wirklich geistvollen Aperçu M. Greifs: „In gewissem Sinne ist es wahr, daß, je vernünftiger sich die Welt gestaltet, desto minder geeignet sie zur poetischen Behandlung wird,“ folgendes Epigramm drehselt:

Nur nicht ängstlich! So lange die Welt noch deine „Behandlung“  
Als Poesie hinnimmt, hat sich's noch was mit der Vernunft!

Mit diesem Epigramm stellt Schönfeld seinem eignen Sinne für lyrische Poesie ein Armutszeugnis aus. Für trockene Formalisten ohne jeglichen positiven Sinn, wie er, ist Greiß und aller seiner Vorgänger (der schwäbischen Schule) Dichtung ein verschlossenes Buch. Auch Herman Grimm muß ein stumpfes Epigramm sich an den Kopf werfen lassen. Ueberhaupt fehlt Schönfeld jenes Feingefühl, das die Satire von der Grobheit unterscheidet. Gleich die erste Nummer in der Abteilung „Lyrisch-epische Reflexe der Zeit“ nimmt den Unfug des Leihbibliothekenwesens aufs Korn — wohl auch keine originelle Idee mehr. Hier wird eine Baronin geschildert, in der alten Manier natürlich, indem sie durch Franzöferei komisch gemacht werden soll. Diese also ist in der Leihbibliothek abonniert, obgleich sie für ihre Toilette die höchsten Preise zahlt. Und die Pointe? Sie findet in dem entliehenen Buche ein Plebejerhaar und eine Laus darauf. Wie geschmackvoll! Die Heiraten durch das Inserat in der Zeitung hat wohl auch nicht erst Schönfeld entdeckt; mit der Satire Schwarzkopfs in der „Bilanz der Ehe“ kann sich dieser erfindungsarme Sonnettenkranz Schönfelds garnicht vergleichen. „Der Pessimismus bei den Fröschen“ soll den Hartmannschen Pessimismus durchhecheln. Zu diesem Zweck wird — man denke — die Leidensgeschichte eines Frosches bei der Bivisektion vorgeführt. Und das soll antipessimistisch sein! In einem mit aufgenommenen Lustspiel „Mit gleichen Waffen“ wird das von Flach aufgegriffene Thema der Protektionswirtschaft auf den Universitäten dramatisch behandelt. Aber welche Rohheit liegt darin, drei Mädchen, sitzengebliebene Jungfern, wegen eines nicht ganz redlichen Vaters dem Gespötte des Publikums preiszugeben! Das ganze Lustspiel ist sonst recht matt und arm an Handlung — aber mit welchem Selbstlob leitet es Schönfeld in literarisch ehrbaren Alexandrinern ein! Der deutschen Bühne eine ganz neue Figur geschenkt zu haben, berüht er sich! Bisher hat die deutsche Bühne noch keine Notiz von dieser großartigen Schöpfung nehmen wollen — gottlob! Kurz: wenn maßloses Selbstgefühl, trockene Bücherweisheit, Hypochondrie, Grobheit, statt Witz, statt vollem Gefühl der lebensvollen Wirklichkeit, statt Anmut und Kraft den wahren Satiriker ausmachten — dann könnte man Schönfelds Buch loben.

Gedichte von Jaroslav Brchlicy. Autorisirte Uebersetzung von Edmund Grün. Leipzig, E. Wartigs Verlag, 1886.

„Hinter dem Pseudonym J. B. birgt sich Emil Frida, der bedeutendste tschechische und vielleicht slawische Dichter überhaupt der Gegenwart. . . . Seit den Zeiten Lopez de Vega's und Calderons hat noch kein Dichter in so kurzer Zeit [er steht jetzt erst im vierunddreißigsten Lebensjahre] so viele und so bedeutende Werke geschrieben wie Brchlicy. . . . Er darf als der hervorragendste Vertreter der reflektirenden kosmopolitischen Richtung gelten, die seit dem Anfange der sechziger Jahre der frühern nationalen (slawischen) entgegentrat. So nimmt er seinem Volke gegenüber ungefähr die Stellung ein, wie Byron für England und Heine für Deutschland. . . . So wie andre Dichter fremder Nationen ihre Uebersetzer gefunden haben und ihre Werke in die deutsche Literatur eingeführt wurden, so wird auch Jaroslav Brchlicy — dessen Werke, liegen sie nur erst vollständig in Uebersetzungen vor, in der Bibliothek keines gebildeten Menschen fehlen werden — seine berufenen Uebersetzer finden“ u. s. w. Mit diesen enthusiastischen Urteilen eigener und fremder Prägung führt der Uebersetzer seine Auswahl aus den Gedichten der neuesten tschechischen Literaturgröße bei dem mißtrauischen deutschen Leser ein, dessen politisch feindliche Stimmung gleichzeitig auch noch zu überwinden ist. Die Wahrheit zu sagen, sind die Gedichte dieses ganz unaussprechlichen tschechischen Dichters, wenn

auch lange nicht so überragend, wie ihr begeisterter Uebersetzer meint, doch bedeutend genug, um die Bekanntschaft mit ihnen zu lohnen. Bräglich hat sich bei längerem Aufenthalte in Italien, durch philologische und historische Studien, durch zahlreiche Uebersetzungen aus deutschen, französischen und zumal italienischen Dichtern eine europäische Bildung angeeignet. Tiefe und Adel der Empfindung, ein hohes, sittliches Pathos, eine reiche, bewegliche Phantasie zeichnen ihn als Dichter aus, soweit wir ihn aus den wenigen Gedichten der vorliegenden Auswahl haben kennen lernen. Er selbst schildert sich als eine ernste, schwermütige Natur:

Glaube mir, das Leben  
Gleicht einem Strom, deß Wellen hoch sich heben,  
Aufwirbeln Schlamm, der selbst die Sonnengluten  
Verfinstert, die sich spiegeln in den Fluten.  
Der Schlamm des Lebens sind Erinnerungen.  
Von ihrem Dornenstachel tief durchdrungen  
Wird meine Seel' auch in den schönsten Stunden,  
In denen sie ihr hehrstes Glück gefunden. . . .  
Ist nicht ein Wirral diese Welt? O sage,  
Führt nicht der Schritt in nebelhafte Ferne?  
Doch sieh! Die Kunst gleicht einem goldnen Sterne,  
Erhell't die Finsternis, der Weg wird lichter.  
Allein die Kunst ist streng, der strengste Richter,  
Und was sie giebt: beglückend endlos Sehnen,  
Zuteil nur ward es uns für heiße Thränen,  
Für ärgre Qual, als Tantalus durchwühlte,  
Für größ'eres Leid, als Dolorosa fühlte,  
Da sie ihr Kind auf ihrem Schoß gebettet. . . .  
Sei was du willst, sei Bildner, Maler, Denker,  
Gabst du dein Herz ihr, nimmst sie deine Seele!  
Drum zürne nicht, Kind, daß mir Trostsinn fehle.

Von den einzelnen Gedichten seien besonders hervorgehoben: die Ballade „Dwardovskis Thräne,“ die mit ausgezeichnete Kunst übersezt ist: der slawische Faust wird vom Teufel, der ihm dient, im fliegenden Mantel über die Wohnungen der Menschen getragen; das hierbei geschaute Treiben preßt Dwardovski Thränen aus; da beginnt der Mantel zur Ueberraschung des Satans zu sinken: es war die Thräne, die an ihm haften blieb — „solche Thräne hat Gewicht“; Satan wischt sie weg, und der Mantel gewinnt seine Flugkraft wieder. Der Hymnus „Mhasvers Frühlingslied“ läßt den ewig Ruhelosen die sich stets gleichbleibende Ruhe der Mutter Erde neidvoll preisen. „Die Verbannten“ sind Mhasver und Dante, welche sich als die meist gewanderten der Menschheit wie Brüder begrüßen. „Altkäon“ erhebt reuevolle Klage über seine Schuld, den Schleier der Schönheit mit Gewalt gelüftet zu haben. Ganz eigentümlich sind „Psyche und Satyr,“ „Gesang des Satyr“ — Gedichte von ungewöhnlicher Schönheit. „Ein Kind“ bringt eine schwermütig symbolische Genreszene: es ist der einzige aufhorchende Zuhörer in einer zahlreichen Gesellschaft, vor der ein armer Spielmann die Zither spielt:

Wir fiel dabei ein,  
Wie's manchmal auf der Welt ergeht der Kunst,  
Durch meine Seele zog der Babelvers:  
Sein Lob wird von der Kleinen Mund verkündet.  
Und weiter dacht' ich, wie oft Kindersinn  
Nur ahnend, nicht verstehend, den herrlichsten  
Gedanken rein erfasst, indes die Welt,  
Die lärmende, gleichgiltig ihn verachtet!

Dies genüge, die Freunde der Poesie auf diesen Band von Uebersetzungen aufmerksam zu machen. Der politische Kampf kann uns nicht hindern, den Dichter

als solchen anzuerkennen, und es hätte garnicht der Rechtfertigung des Uebersetzers in dieser Richtung für uns bedurft.

Was den Wert seiner Uebersetzung im Verhältnis zum Original betrifft, so ist es uns bei unsrer Unkenntnis des Tschechischen natürlich nicht möglich, ihn zu ermitteln. Allein bei aller bemerkenswerten Formgewandtheit fehlt es ihr auch nicht an auffallenden Härten und geradezu Fehlern, die getilgt werden sollten. So heißt es in dem Sonett „Der Wein der Lieder“: „Je mehr des Schicksals Schläge dunkeln, o Dichter, dir den Frühling,“ und in der letzten Terzine: „Vom kranken Auswuchs nur den Geiststamm reine.“ Das ist unerträglich. Ebenso wenig kann man die Ellipse im folgenden Satze loben: „Er träumte jetzt, daß . . . ihm stets zur Seit' ein Wesen schweben würde, das »Poesie« der Haufe nennt, doch »Engel«, der in sein unverschleiert Antlitz blickte.“ Dergleichen Flecken schädigen die sonst verdienstliche Uebersetzung.

Ein Buch vom Bier. Cerevisiologische Studien und Skizzen von Dr. E. M. Schranka. 2 Bde. Frankfurt a. M., 1886.

Der in der „cerevisiologischen“ Literatur wohlbewanderte Verfasser dieses hübsch ausgestatteten Buches bietet in einer Reihe vorzugsweise kulturgeschichtlicher Bilder die bunten Früchte einer umfassenden Lektüre. Schade, daß er der Darstellung nicht dieselbe Sorgfalt hat zu Teil werden lassen, die man ihm in der Zusammentragung des Stoffes nachrühmen muß. Was er in der letzteren fast zuviel gethan, läßt er dort vermissen. Denn es sind nicht nur sogenannte Austriazismen und eine Menge recht wohl entbehrlicher und unschöner Fremdwörter, die die Darstellung verunstalten, sondern der zwanglose Plauderton, den der Gegenstand des Buches nicht bloß verträgt, sondern fordert, verfällt doch zu oft, wie z. B. in der Verknüpfung der Einzelheiten, in die breite, bequeme Sprache, die an den Stammtisch erinnert. So ist auch das Buch mit manchem Ballast beschwert worden, auf den vermöhtere Leser gern verzichten würden. Wer sich aber hierdurch nicht stören lassen will, für den wird die Lektüre des Werkes gewiß lehrreich und ergötlich sein.

Eine Vorstellung von dem interessanten und mannichfachen Inhalte geben die Ueberschriften der verschiedenen Abschnitte, in die der „Stoff“ verteilt ist. Die 29 Kapitel behandeln: 1. Bier als Wort und seine Etymologie. 2. Cerevisia. 3. Das Ale. 4. Das Bier in der Studentensprache. 5. Die Onomatologie und Nomenklatur des Bieres. 6. Gambrinus. 7. Bier und hierartige Getränke. 8. Die Farbe des Bieres. 9. Bier und Wein. 10. Bier und Tabak. 11. Bier und Brot. 12. Das Bier in der Küche. 13. Das Obst des Biertrinkers. 14. Aphorismen zu einem Bierrecht. 15. Die Statistik des Bieres. 16. Die Mythologie des Bieres. 17. Das Bier im Aberglauben. 18. 19. Das Bier in der Sage und im Märchen. 20. Bräuhaus und Kloster. 21. Das Bier und die vierte Fakultät. 22.—24. Das Bier im Rätsel, im Sprichwort und im Spruche. 25. Die Poesie des Bieres. 26. 27. Das Bier im Bilde und im Humor. 28. Das Bier und unsre fünf Sinne. 29. Cerevisiologie. Satis superque!



Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.  
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.